

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXXVII. Jahrgang.

IV.

1898/99.

Zur Königinhofer Handschrift.

Máchal J., Hankovy Ohlasy písní ruských. Příspěvek k dějinám provenience Rukopisu Kralodvorského. (Listy filologické 26 [1899] S. 30—47.)

Die 1817 von Hanka aus Licht gebrachte Königinhofer Handschrift, die von deutscher Seite bekanntlich längst als Fälschung betrachtet und erwiesen worden war, wurde auch in jüngeren und urtheilsfähigen Kreisen gebildeter Tschechen seit den grundlegenden Arbeiten der tschechischen Forscher Gebauer, Masaryk, Goll, Truhlář u. A. (1886—1888) nicht mehr für echt gehalten. Den genannten muthigen Männern wurde allerdings in weiten tschechischen Kreisen, die sich aus Chauvinismus durch die stichhältigsten Gründe nicht überzeugen ließen, Mangel an Patriotismus, ja Nationalverrath vorgeworfen. Eine Reihe älterer Herren, denen der Glaube an die Königinhofer Handschrift zur süßen Gewohnheit geworden war, wiesen die vorgebrachten Beweise einfach von sich, ohne sie widerlegen zu können. Doch, nachdem inzwischen auch von deutscher Seite, von Kniešček, Lippert u. A. wieder neue Belege der Unechtheit beigebracht worden sind,¹⁾ bahnte sich die Wahrheit, wie gewöhnlich, langsam aber sicher ihren Weg.

1) Für deutsche Leser hat J. Gebauer im Archiv für slavische Philologie 10 S. 152—167, 496—569, 11 S. 1—39, 160—188, die von ihm gefundenen historischen, paläographischen und sprachlichen (unter 6000 Wörtern über 1000 Fehler!) Beweise für die Unechtheit zusammengestellt. — Der Stand der Frage vor einem Jahrzehnt ist dargestellt in der sehr übersichtlichen und belehrenden Schrift von J. Kniešček, Der Streit um die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift. Prag 1888 (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 125—127). Vgl. ferner A. Bachmann in der deutschen Zeitschrift

Heute behandeln schon in der Regel tschechische und überhaupt slawische Philologen und Historiker die Königinhofer Handschrift, sowie die gleichzeitigen und gleichartigen „Entdeckungen“ Hankas und seiner Freunde schlechtthin als Fälschungen, ohne daß sie es für nöthig erachteten, diesen Standpunkt erst besonders zu vertheidigen. So bezeichnet der Slawist Murko in seiner literarhistorischen Würdigung der Königinhofer und Grüneberger Handschrift (Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. S. 33—51) Hankas Funde ohne Vorbehalt als „gelungene Fälsificate“, so nennt sie J. Bekař in seinem aufschlußreichen Aufsatz „Balacký und die böhmischen literarischen Fälschungen“ (Balacký XIV in der „Positiv“ 1898, Nr. 275, 277, 282) „den berühmtesten literarischen Betrug in der Geschichte der Weltliteratur“.

In den letzten Jahren ist allerdings wieder ein junger Kämpfe für die Königinhofer Handschrift auf den Plan getreten, aber er war schlecht gerüstet, seine zaghaft geführten Schwertschläge trafen nicht und er mußte bald die Fahne sinken lassen, die er überhaupt nie sonderlich hoch und sturmesfroh vorangetragen hat. Ihm fehlte augenscheinlich der Todesmuth, den nur felsenfeste Ueberzeugung zu geben vermag. Urprünglich auf Seiten Gebauers stehend, versuchte es Flajšhans später in seiner Schrift Boj o rukopisy (Sonderabdruck aus dem Časopis musea království českého 1896, S. 195—282) Gebauers philologische Beweise der Unechtheit zu entkräften. Er kommt zu dem Ergebniss, daß mehrere Aufstellungen Gebauers nicht haltbar seien. Gelehrteren Männern, als er (Flajšhans) sei, würde es gewiß gelingen, auch die übrigen Beweise zu erschüttern. Daraus ergebe sich ihm zwar noch nicht die zweifellose Echtheit der Königinhofer Handschrift, doch auch die Ueberzeugung, daß sie nicht unbedingt unecht sein müsse. Die Grüneberger Handschrift gibt auch Flajšhans preis. Rasch erfolgte die vernichtende Erwiderung Gebauers (Listy filologické XXIII, 1896, S. 275—379). Flajšhans wagte es darauf nicht mehr in seiner Literaturgeschichte Pisemnictví české (S. 37—45) die Echtheit der Königinhofer Handschrift dem tschechischen Volke zu verkünden. Er sagt weder Ja noch Nein und sucht in den vorsichtigsten und gewundensten Erklärungen die Handschrift als strittiges Denkmal hinzustellen und zum Schlusse die ganze Frage als unentschieden zu bezeichnen, „a otázka Rko je tedy stále otázkou nerozhodnutou“.

Durch Máchal ist nun die Angelegenheit endgiltig entschieden worden. Für Jeden, der bisher aus welchen Gründen immer an der Echtheit der Königinhofer Handschrift sich geklammert haben mag, für Jeden, der sich nicht in eigensinniger Verbohrtheit einem erdrückenden Beweismaterial und den Schlussfolgerungen einer gesunden Logik verschließen will, ist jetzt der unumstößliche Nachweis erbracht, daß Hankas Fund eine Fälschung ist. In dem vorliegenden kurzen, aber inhaltreichen

für Geschichtswissenschaft, 1890 II, S. 144—146. — Kniešček hat außerdem in diesen Mittheilungen 25 S. 137—156 auf die lächerlichen und geradezu unmöglichen Situationen der Turnierbeschreibung ausführlich hingewiesen. J. Lippert hat in dem ersten Bande seiner Social-Geschichte Böhmens, 1896 (S. V) betont, daß die Prüfung der R. H. vom socialgeschichtlichen Standpunkt allein schon den Glauben an ihre Echtheit zerstören muß. Ueber die Grüneberger Handschrift (Libuše's Bericht) spricht Lippert ebenda S. 328, 334 f., 346.

- 1) Was Murko in den Nachträgen S. 364 einschränkend bemerkt, ist nun durch die vorliegende Studie Máchals klargestellt worden.

Aufsatz, der in seinem wirksamen Aufbau, in der Erwägung aller Nebenumstände und irgend möglichen Einwände, in seiner klaren übersichtlichen Darstellung ein kleines philologisches Meisterstück genannt zu werden verdient, hat Máchal allen früheren (wahrlich schon genügenden) Beweisen, daß die Handschrift nicht echt sein könne, nun als Schlußstein aller Bemühungen den von den Vertheidigern immer verlangten positiven Beweis ihrer Unechtheit erbracht. Der Gang seiner überzeugenden Darlegungen, der hier für deutsche Leser in aller Kürze wiedergegeben werden mag, ist der folgende:

Die älteste russische Volksliederammlung (die also bereits vor Herbers „Volksliedern“ erschienen war) ist M. D. Gulkoff's *Sobranije raznych pësen*. Petersburg 1770—1774. Dieser folgen andere Sammlungen, darunter die für die vorliegende Untersuchung wichtigste, der *Nověši i poluyj rossijski obščenarodnyj pësennik*. Moskau 1810. Die in Wien erscheinende tschechische Zeitschrift *Prvotiny*, an der sich in jener Zeit auch Hanka betheiligte, wies 1814 auf die russischen Sammlungen hin und forderte ihre Landsleute auf, auch die heimischen Lieder zu sammeln. Die beiden oben genannten russischen Sammlungen hat Hanka besessen. Seine Handexemplare sind, mit seinem Namen und eigenhändigen Randbemerkungen versehen, im böhmischen Museum aufbewahrt. Aus einer Eintragung auf dem Deckel ergibt sich, daß er die Moskauer Sammlung 1813 auf 1814 von einem durch Prag ziehenden russischen Soldaten gekauft habe.

Gleichzeitig begann Hanka russische und serbische Volkslieder zu übersetzen und in seinen eigenen Liedern die volkstümliche Lyrik nachzuahmen. Namentlich in den 1819 erschienenen *Hankovy Písň* lieferte er geradezu Bearbeitungen und Nachklänge der in den oben genannten Sammlungen vereinigten russischen Lieder. Máchal weist dies im Detail nach und zeigt, daß es für Hankas Technik charakteristisch sei, wie er zehnsilbige russische Verse in je zwei fünfsilbige theile, wie er den Anfang gewöhnlich wörtlich übersehe, um dann in der zweiten Hälfte selbständiger zu werden. Bemerkenswerth ist darunter besonders Hankas im „altböhmischen Geiste“ gehaltene Gedicht *Na sebe*, das mit dem Liede *Kytice* der Königinhofer Handschrift die nächsten Beziehungen zeigt. Vertheidiger der Echtheit meinten, Hanka habe sein Gedicht nach dem Königinhofer Volksliede verfaßt, Máchal erweist aber, daß *Na sebe* aus einem russischen und einem serbischen Volksliede zusammengestickt wurde. Auch für sein 1816 „entdecktes“, längst als Fälschung erkanntes, „altböhmisches“ Denkmal *Píseň pod Vyšehradu* hat Hanka die Sammlung Gulkoff's geplündert.

Alle diese Thatfachen erweisen, daß Hanka in den Jahren 1816—1818 sich lebhaft mit russischen Volksliedern beschäftigt hat. Am 16. September 1817 „sah“ Hanka die Königinhofer Handschrift. Früh schon wurde man auf nähere Uebereinstimmungen zwischen ihr und neueren russischen Volksliedern aufmerksam, die Vertheidiger der Echtheit aber suchten diese Verwandtschaft durch alte literarische Beziehungen zwischen Russen und Tschechen zu erklären. Máchal hat aber nun den neuen und überraschenden Nachweis erbracht, daß nicht nur die *Růže*, *Jabody* und *Zbyhoň* (die schon als russische Nachklänge bekannt waren), sondern auch *Opustěná*, *Skrivánek*, *Jelen* und *Kytice* (das Goethe im „Sträusschen“ nachgebildet hat), also fast alle lyrischen und lyrisch-epischen Lieder der Handschrift mehr oder weniger wörtlich mit russischen Liedern der zwei Sammlungen Gulkoff und Moskauer *Pěsenník* übereinstimmen. Und zwar gleicht bei ihnen die Art der Bearbeitung ganz der von Hanka bei seinen eigenen Gedichten angewandten Technik.

Es ist dadurch der schlagende Beweis erbracht, daß Hanka, der ja die beiden russischen Sammlungen besessen und in den Jahren vor der Entdeckung benützt hatte, den Iyrischen Theil der Handschrift selbst abgefaßt hat. Ob ihm bei den übrigen, den rein epischen Gesängen Helfer zur Seite standen (Murko und Besar) sprechen von einem „Kreis“ oder einer „Gesellschaft“ von Fälschern), ist noch nicht aufgeklärt. Zweifellos war er auch bei der Abfassung der epischen Gefänge stark theilhaftig; das haben die von Gebauer klar gestellten sprachlichen Uebereinstimmungen (auch die vielen Russizismen) zwischen der Handschrift und Hanka's eigenen Schriften erwiesen. Máchal zeigt auch zum Schluß, daß die interessantesten, bisher noch unaufgeklärten „altböhmischen“ Ausdrücke der Handschrift einfach den genannten zwei russischen Liederbüchern entnommen sind.

Mit dieser Beweisführung ist die Annahme der Fälschung zur Thatsache erhoben und den Vertheidigern der Echtheit der Boden vollends entzogen worden. Es ist auch zu vermuthen, daß die Mehrheit des tschechischen Volkes heutzutage leicht auf die Echtheit verzichten wird. Diese „patriotische pia fraus“ (wie allzu wohlwollende Beurtheiler die Fälschung bezeichnen) hat ihre Aufgabe, die sie seit 1817 zu erfüllen hatte, auch wirklich glänzend erfüllt. Sie hatte die Aufgabe, die den Tschechen fehlenden, von ihnen sehnsüchtig herbeigewünschten alten, auf selbständiger nationaler Cultur aufgebauten Literaturwerke zu ersetzen und die heranwachsenden Geschlechter zum Deutschenhass zu erziehen. Sie hat, 70 Jahre lang im Kreise der Patrioten fast unbezweifelt und unangetastet, auf die Literatur und Wissenschaft der Tschechen, wie auch anderer slawischer Völker einen unvergleichlichen, vielfach beirrenden Einfluß ausgeübt,¹⁾ Jahrzehnte lang eine fast abgöttische Verehrung genossen. So hat sie, obgleich heute als Fälschung erwiesen, einen so großen Antheil an der raschen Entwicklung der modernen Cultur und des politischen Selbstgefühls der Tschechen, wie vielleicht kein echtes Denkmal bei irgend einem anderen Volke.

Adolf Hauffen.

Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Herausgegeben vom königl. böhm. Landesarchive. VIII. Band: 1592—1594. IX. Band: 1595—1599. Prag, Verlag des königl. böhm. Landesausschusses. 1895 und 1897. (4^o, 912 u. 814 SS.)

Die einzelnen Bände dieser Publication schwellen zu immer größer werdendem Umfang an. Der VIII. Band, welcher nur die drei Jahre von 1592—1594 umfaßt,

- 1) Auf ein interessantes Beispiel machte mich Herr Prof. Laube freundlichst aufmerksam. J. E. Wocel zieht in seinen „Grundzügen der böhmischen Alterthumskunde“ 1845 S. 46 ff. die Schilderung der Waffen, Geräthe, Rechts- und Culturverhältnisse der alten Tschechen in der Königinhofer und Grüneberger Handschrift heran, constatirt deren Uebereinstimmung mit den prähistorischen Funden in Böhmen und erklärt diese darum für alttschechisch. Es ist aber augenscheinlich, daß Hanka für seine Darstellung eben die ihm aus damaligen Ausgrabungen bekannt gewordenen Waffen und Geräthe benützt hat.

zählt bereits 114 Bogen des unbequemen Quartformates. Dieses Anwachsen des Umfanges rührt hauptsächlich daher, daß die Redaction sich nicht auf die Landtagsfachen beschränkt, sondern auch Schriftstücke, die mit den Landtagsverhandlungen nichts zu thun haben oder mit ihnen nur in einem äußerst losen Zusammenhange stehen, in großer Zahl aufnimmt. Da sind es vor allem die finanziellen Angelegenheiten und die Türkenkriege, welche sehr viel Raum in Anspruch nehmen. Ebenso ist auch den Schriftstücken, welche religiöse Angelegenheiten behandeln, viel Raum zugewiesen. So interessant auch viele der da veröffentlichten Actenstücke und Briefe, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Landtagsverhandlungen stehen, sein mögen, wird man doch darüber, ob sie in diese Publication aufzunehmen waren, anderer Ansicht sein können. Wenn diese Schriftstücke die politischen und sonstigen Verhältnisse des Landes beleuchten sollen, so ist zu bemerken, daß dieselben durchaus nicht das einschlägige Material erschöpfen, wie vielleicht mancher zu glauben versucht wäre, und daß das, was hier geboten wird, weniger das Ergebniß einer wohlwollenden Auswahl ist, daß vielmehr dem Zufall und der Absicht, den Band in recht stattlicher Stärke den Landtagsabgeordneten vorlesen zu können, ein weiter Spielraum eingeräumt ist. Was hat z. B. die Urkunde Kaiser Rudolfs II., mit welcher das von Georg von Lobkowitz zu Komotau gegründete Jesuitencollegium bestätigt wird, mit den Landtagsverhandlungen zu thun, und weshalb wurden, wenn schon diese Urkunde Aufnahme fand, nicht auch der Stiftsbrief und andere auf diese Stiftung bezügliche Urkunden und Acten abgedruckt? Ob die „Kriegsordnung gegen die Türken, dargestellt von Sigmund Chotek von Chotow“, welche 27 Quartseiten (415—441) füllt, in die böhmischen Landtagsverhandlungen gehört, wird man auch bezweifeln dürfen, da sonst wohl ja alle Acten über den Türkenkrieg selbst hätten Aufnahme verlangen können. Zudem ist diese „Kriegsinstruction“, wie Chotek seine Schrift selbst nennt, eine bloße Privatarbeit, von der es nicht einmal bekannt ist, ob sie je mehr als eine Stilübung gewesen ist, was doch gewiß für den Benutzer nicht gleichgiltig ist. Auf alle Stücke einzugehen, welche das Programm der vorliegenden Publication überschreiten, würde uns hier viel zu weit führen. Was die Behandlung der Texte anbelangt, ist bei den vorliegenden Bänden unleugbar eine wesentliche Besserung gegenüber den ersten Bänden, über welche in diesen Blättern seinerzeit eingehend berichtet worden war, zu verzeichnen, wenn auch bei der Modernisirung der Rechtschreibung ziemlich willkürlich vorgegangen wird. Die früher fast zur Regel gewordene Weglassung des Datums im Originalwortlaut findet sich jetzt nur mehr vereinzelt vor, dagegen wäre auf die Feststellung, ob die Daten einzelner Schriftstücke dem alten oder neuen Kalender angehören, mehr Sorgfalt zu verwenden gewesen. Bezüglich der Datirung undatirter Schriftstücke hat der Benutzer das Recht, die Gründe zu erfahren, welche für die Wahl des Datums, unter welches die betreffenden Actenstücke und Briefe eingereiht wurden, maßgebend waren, derartige Ausführungen fehlen aber durchwegs. Ungleichmäßig werden auch die Unterschriften der einzelnen Schriftstücke behandelt; die Unterschriften fehlen nämlich nicht nur bei Stücken, welche nach Conception und Abschriften abgedruckt werden, sondern auch bei solchen, denen die Originale zu Grunde liegen. Auch mehr Consequenz in der Verwendung der verschiedenen Lettern wäre wünschenswerth. Wählt man nach dem Vorgange der Reichstagsacten für die Regesten die Cursivschrift, so ist in derselben alles, was von der Hand des Herausgebers herrührt, zu setzen; dann aber dürfen nicht Ueber- und Unterschriften, welche dem Texte der Urkunden oder Acten angehören, in dieser Schrift erscheinen. Um

nicht zu weitläufig zu werden, begnügen wir uns mit diesen Bemerkungen und verweisen im Uebrigen auf die Kritiken, welche dieser Publication in der „Historischen Zeitschrift“ gewidmet wurden, und auf die Besprechung, welche die ganze Reihe der bisher vorliegenden Bände dieses Quellenwerkes in dem „Český časopis historický“ III., 186—196) erfahren hat. Was den Inhalt des VIII. Bandes anbelangt, so beginnen hier die Acten mit dem Jahre 1592, obwohl in diesem Jahre kein Landtag abgehalten wurde. Die hier publicirten Schriftstücke betreffen zunächst finanzielle An gelegenheiten, die Schulden des Königs, Verkäufe königlicher Herrschaften, die Be mühungen, Geld für den Türkenkrieg aufzutreiben, die Instruction für die böhmische Kammer, die Instruction für den Raurimer Kaiserrichter, die Elbeschiffahrt, den Salzhandel, das Münzwesen und die kirchlichen Angelegenheiten, endlich die Ver handlungen Egers mit der Regierung, wegen Aufhebung des seitens Böhmens gegen das Egerland errichteten Zolles. Die zweite, weitaus größere Abtheilung des Bandes (von S. 139 an bis zum Schluß) ist dem „Landtage und den Verhandlungen der Jahre 1593—1594 und dem Proceß gegen Georg und Ladislaus von Lobkowitz“ ge widmet. Dieser Abtheilung ist, abweichend von der sonstigen Verflorenheit, eine sehr umfangreiche Einleitung (von 68 Seiten) vorangeschickt, welche sich besonders eingehend mit dem bekannten Proceß gegen Georg und Ladislaus von Lobkowitz beschäftigt und — aus naheliegenden Gründen — auf eine Rettung des im Gefängniß gestorbenen Georg von Lobkowitz hinausläuft. Gegen die hier vertretene Auffassung der ganzen Angelegenheit so wie gegen die da sich offenbarende Arbeitsweise hat sich Max Dvorák jun. in der oben citirten Kritik der Landtagsverhandlungen (ÖCH. II, 193—196) gewendet und gleich darauf in derselben Zeitschrift (S. 271—289) den Standpunkt, von dem aus er den Proceß Georg von Lobkowitz betrachtet sehen will, des näheren auseinandergelegt. Auf diese Kritik hat der Redacteur der Landtagsverhandlungen, Landesarchivar Frz. Dvorák, in einer besonderen Broschüre von 12 Seiten (im Selbstverlag) in heftigem Tone und mit persönlichen Invektiven geantwortet, worauf Dvorák die Antwort nicht schuldig blieb (ÖCH. II, 325—329). — Im IX. Bande gelangen sechs Landtage aus den Jahren 1595—1599 zur Behandlung. Die Türken- und Geldnoth veranlaßte die Einberufung des Generallandtages vom J. 1595. Auf diesem Landtage nahm auch der Streit der Städte Kuttenberg, Pilsen, Budweis und Aussig um den Vor rang auf den Landtagen seinen Anfang. Das Jahr 1596 sah zwei Landtage. Der am 15. Februar eröffnete hatte sich wieder mit der Türkenhilfe zu beschäftigen, zu welchem Zwecke reichliche Steuern bewilligt wurden. Um diese Leistung noch zu steigern, wurde in demselben Jahre noch ein zweiter Landtag einberufen, der vom 11. bis 19. September währte. Die immer näher rückende Türfengefahr nöthigte den Kaiser an den Generallandtag des Jahres 1597 mit neuen Forderungen heranzutreten. In der den Acten über diesen Landtag vorangeschickten Einleitung verweilt der Bearbeiter mit sichtlichem Behagen bei den Greuelthaten, welche die durch Böhmen nach Ungarn ziehenden Wallonen insbesondere in Prag verübten. Hier kam es zu einem förm lichen Kampfe zwischen ihnen und den Bürgern, der, nachdem an dreißig Tode auf dem Kampfplatze blieben, mit der Vertreibung der Wallonen hinter das (Roß?) Thor endete. Der Bearbeiter schließt seinen Bericht nachstehend: „Der Kampf war zu Ende. In einer Weile darauf erschienen einige Rathsherrn auf dem Kampf platze (dem Roßmarkt), um den Aufruhr glimpflich zu stillen.“ Das scheint ja das historische Vorbild von Ereignissen zu sein, die wir schauernd miterlebt haben. Indes stimmt gerade die hier citirte Stelle nicht mit ihrer Quelle (S. 472), denn

hier heißt es, daß die Rathsherrn nicht auf den Kampfsplatz, sondern zu den kaiserlichen Räten um Hilfe eilten und daß die noch in der Nacht vom Kaiser herabgeschickten Reichshofrath Dr. Pez und Hof-Kriegsrathpräsident Ungnad (Freiherr von Suneck) dem Tumulte ein Ende machten. Auch die beiden folgenden Landtage der Jahre 1598 und 1599 galten vornehmlich der Aufbringung der Mittel für die Weiterführung des Türkenkrieges. Besonders Interesse können die Acten beanspruchen, welche auf das Egerland Bezug nehmen und zeigen, mit welcher Zähigkeit, wie wirksam und erfolgreich die Egerer ihre aus der Reichspfandschaft fließende Selbständigkeit jederzeit zu wahren wußten.

a + b.

Norbert Heermanns Rosenbergische Chronik. Herausgegeben von Dr. Matthäus Klimesch. Prag, Verlag der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 1898, gr. 8^o, 299 S., mit einer Stammtafel der Herren v. Krummau und Rosenberg.

Das Geschlecht der Rosenberge hat in der böhm. Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt; mehrermale haben sie selbst dem Herrscher ihre Macht fühlen lassen, ein Ulrich und Wilhelm v. Rosenberg haben sogar nach Königskronen verlangt. „Reguli“ auf ihrem Gebiete, wie sie Aeneas Sylvius nennt, haben sie namentlich auf Südböhmen einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, dessen Spuren fast jeder Ort aufweisen kann. Um so mehr ist es zu bedauern, daß wir (außer den — wenigen zugänglichen — handschriftlichen Monographien des verstorbenen, unermüdlchen Wittingauer Archivars Th. Wagner) nur Bruchstücke ihrer Geschichte besitzen. Březans handschriftliche Chronik scheint, bis auf die Geschichte der letzten zwei Rosenberge und einen kurzen Auszug, verloren zu sein; Dubík hat vergebens in Schweden nach ihr gefahndet. Zum Glück existirt aber eine deutsche Uebersetzung und (leider!) Bearbeitung, resp. Verkürzung des Březanschen Werkes in der deutschen „Rosenb. Chronik“, die dem Propste von Wittingau Norbert Heermann zugeschrieben wird und die uns Klimesch in einer Publication — zu unserer großen Freude — im Drucke darbietet.

Es liegt, das ist nicht zu leugnen, und darauf habe auch ich gelegentlich meiner Untersuchung über die Urkundensälfungen Ulrichs v. Roj. und Simák in dem Čas. Česk. Mus. hingewiesen, ein gut Theil — sicher der größte — vom Werke Březans vor uns, aber nicht das ganze Werk. Es finden sich z. B. in Urbanstädts Chronik von Krummau, in Bačfárs Geschichte des Stiftes Wittingau Stellen, die auf Březan zurückgehen, aber ausführlicher sind als die deutsche Rosenbergische Chronik. Es läge da oft die Versuchung nahe, das ursprüngliche Original zu reconstituiren, wozu noch die wenigen vorhandenen Concepte Březans selbst dienen könnten. Vielleicht geschieht dies einmal nach genauerer Durchforschung auch des Krummauer und Gražner Archivs.

Auch die Autorschaft Heermanns ist nicht erwiesen; er wird wohl ein bloßer Abschreiber sein. Viel eher möchte ich einen Krummauer Jesuiten für den Uebersetzer halten. In Balbins Händen war meines Wissens Březans Original zu-
legt; vielleicht ist einer der beiden Glossatoren sogar Balbin, was leicht festzustellen sein wird. — Und vielleicht (freilich eine kühne Annahme meinerseits!) führt diese Spur noch zur Entdeckung des Originals.

Das nur nebenbei; es sind Ansichten, über die man anderer Meinung sein kann, und die den Werth der Veröffentlichung nicht im mindesten schmälern. Mit der Art der Herausgabe bin ich vollkommen einverstanden; zu bewundern ist der Fleiß, den Herr Dr. Klimesch in den Erläuterungen aufwendet. Kein Factum, keine Urkunde bleibt unbeachtet; überall prüft er die Richtigkeit, sucht nach ihrer Quelle. Daß ihm einiges entgangen, eine oder die andere Ungenauigkeit unterlaufen, kann bei der Fülle des zu bewältigenden Materials nicht Wunder nehmen. Wir erhalten durch ihn die Kenntniß mancher noch unbekannten oder wenigstens ungedruckten Urkunde, ein förmliches Rosenberger Urkundenbuch und eine Rosenbergsche Bibliographie.

Referent will im Folgenden einige kleine Ergänzungen liefern, und erklärt sich gern bereit, dem Herausgeber, falls die Rosenb. Chronik, wie ich hoffe, eine Neuauflage erleben wird, etwaige Zweifel lösen zu helfen.

Zum Kriege K. Johannis mit Wilhelm v. Landstein und Peter von Ros. (S. 49) vgl. noch Palacky: Ueber Formelbücher, Abh. d. k. Ges., 5 F. V 20 f., Čelakovský Cod. iur. mun. II 178 f. und Seyfer: Chronik v. Budweis 17. — Die Gründung der beiden Klöster in Krumman (S. 58⁹⁵) fällt schon ins Jahr 1350 Scriptores rer. hus. II₃₃. — Die Urkunden bezüglich der Prokopikirche in Jizelic und der Kirche in Wittinghausen existiren noch, erstere vom 24. Mai 1347 im Wittingauer, letztere vom 15. August 1348 (wohl so datirt, weil die diesbezügliche mündliche Anordnung Peters v. Ros. erst an diesem Tage niedergeschrieben wurde) im Krummanner Schloßarchiv. — Peter v. Ros. (S. 62⁶) mag, wie so viele andere jener Zeit, kurz vor seinem Tode den Cistercienserhabit erhalten haben, um sich so der Verdienste des Ordens theilhaftig zu machen. Wenigstens wird im Hohenfurter Nekrolog zum 14. October ein Cristannus de Rosis genannt; der gleiche Name steht auf einer Chorstufe gegenüber dem Hochaltar eingehauen (freilich in jüngerer Schrift). — Die Urkunde 1386 (S. 66) für die Stadt Krumman ist vom 20. September datirt und hat es statt N. Weichsel der Chronik, Přibík v. Witějowit zu heißen. — Die Urkunde 1370 (S. 68 f.) scheint von dem Verf. der Chronik mißverstanden zu sein, wohl aber treten die Rosenberger am 19. Juni 1370 als Zeugen in einer Urkunde der Herren von Ousti auf (Witt. Arch.). — S. 74. Die Urkunde ist eine Fälschung, entstanden zwischen 1456 und 1463. — Was S. 75⁴¹ erzählt wird, bezieht sich auf die erste Gefangenschaft K. Wenzels 1394. — Bezüglich der Janowitzer Fehde wäre Sedláček: Hradý IX 63 heranzuziehen gewesen; dazu eine Budweiser Urkunde 1412 Sonntag nach Martini (Sehser 41). — Johann v. Ros. war bereits 8. Jänner 1457 Landeshauptmann von Schlesien (S. 130⁵⁶), vgl. Wichnowský VI 2180—2; folglich muß Heinrich schon gestorben, oder mindestens aufgegeben gewesen sein. — S. 164. Halsenburg kam wirklich, 1484 27. Febr. an Heinr. Präschank. Hradý VII 99. — S. 177⁸⁶ Wenzel v. Ruben wird mit seinen Erben am 23. August 1481 in den Adelsstand erhoben, 23. Juni 1484 resignirt er auf die „Quästur“ der Herren v. Ros., 1495, Sonntag vor Wenzeslai Dimissorialien für Wenzel v. Ruben (im Krummanner Prälaturarchiv).¹⁾ S. 201⁶⁰. Erst Vincenz Holzsparrer v. Hochstein wird März 1595 in den böhmischen Ritterstand aufgenommen (Böhm: Ros. Reg. Msc. St. Florian 176). — 221⁴ soll Blasius als Correctur für Georgius gesetzt werden. — S. 225⁷⁶ die Wosiner Herrschaft war seit Mitte des 15. Jahrhunderts in Pfandschaft der Johanniter, vgl. des näheren Sedláček: Hradý XI 274. —

1) Nach kurzen Regesten, die mir H. Stadtcaplan Picha mittheilte.

S. 228. Zum Rosenb. Erbschaftsstreite vgl. Šimák in Č. Č. Mus. 1896 und S. B. d. Wien. Akad. VII 613 ff. — S. 240¹⁷. Die Urkunde ist im Präl.-Arch. Krummau, 16. März 1530.

Doch damit genug! Das Mitgetheilte soll nur das Interesse und die Freude des Referenten über die Publication an den Tag legen. Nur eines möchte er beanstanden, und das sind die vielen Druckfehler, an denen freilich nicht der Autor, sondern die tschechische Druckerei schuld ist. — Hoffen wir, daß uns der Herausgeber bald mit neuen Gaben zur Geschichte der Rosenberge erfreut, hoffen wir, daß das Original, dessen Uebersetzung seinen Verlust noch mehr empfinden läßt, sich wiederfindet! Allerdings unerseßbar ist es nicht; gerade die Erläuterungen des Herausgebers haben uns gezeigt, daß all die Urkundensätze, die Brezan benutzen konnte, noch vorhanden sind — freilich heute weit zerstreut. Darin beruht ja eben Brezans Werth, daß er entgegen der Geschichtschreibung seiner Zeit, sein Werk auf Urkunden erbaute. Gebt die Urkunden der Rosenberge in guten Regesten heraus, und ihr gebt uns Brezans Werk, ja mehr als das wieder! Gerade der verehrte Herausgeber wäre der Mann dazu.

Dr. Valentin Schmidt.

Pazarek Gustav E., Dr.: Das Nordböhmisches Gewerbemuseum 1873—1898. Denkschrift zur Eröffnung des neuen Museums-Gebäudes. Im Auftrage des Curatoriums verfaßt von —. Reichenberg. Selbstverlag. 1898. Lexical-Format. S. 91 mit zahlreichen Bildern und Abbildungen im Text.

Die großartige Entfaltung und das Ausblühen des Nordböhmisches Gewerbemuseums in Reichenberg, das neue Heim desselben und die schön angelegte Sammlung, können jeden guten deutschen Mann mit Stolz und wahrer Freude erfüllen, denn das ganze Unternehmen ist von allem Anfang an bis zu seiner heutigen Höhe eine rein deutsche Idee, aus den urreinensten Mitteln des deutschen Volkes geschaffen: den Zeitgenossen ein berechteter Zeuge für die Leistungsfähigkeit des deutschen Volksstammes in Böhmen auf dem Gebiete der Kunstindustrie und des Kunstgewerbes, den künftigen Geschlechtern eine Mahnung, daß sie an Leistungsfähigkeit den Vorfahren nicht nachstehen. Auch ein streng patriotischer Sinn offenbart sich in der Geschichte dieses Kunstinstitutes: Seine feierliche Eröffnung hat am 2. December 1873, dem 25. Jahrestage des Regierungsantrittes Kaiser Franz Josef I., in den von der Stadt zur Verfügung gestellten Dachräumlichkeiten der Viertler Schule stattgefunden, sein neues prächtiges Heim wurde am 2. December 1898, dem 50. Jahrestage des Regierungsantrittes Kaiser Franz Josefs I., der öffentlichen Benützung übergeben. Und doch ist all die Herrlichkeit erstanden nur durch die Opferwilligkeit des deutschen Volkes in Böhmen, wo jeder Einzelne nach Maßgabe seiner Mittel, die Gemeinden, Vertretungen, Vereine und insbesondere die Industriellen diesen löblichen Zweck förderten, wogegen der Staat namentlich anfangs nur eine mäßige, der Steuerkraft des Kammerbezirktes wohl kaum entsprechende Unterstützung leistete, und das Land, d. h. die Landesvertretung wegen des Zustandsstandpunktes in den Jahren 1890—1892 die Ausbisse sogar völlig einzog, bis erst nach langen, mühseligen Verhandlungen der

Landesausschuß dieselbe unter Einhaltung von vier Bedingungen gewährte (S. 28), worauf dem Paragraph 17 der Statuten, um in Zukunft den inneren Dienst vor etwaigen späteren Verwicklungen zu bewahren, hinzugefügt wurde: „Die Geschäftssprache ist die deutsche.“ So ist denn dieses Kunstinstitut, das jedem Besucher ohne Unterschied der Nationalität und ohne Rücksicht auf die sonstige Gesinnung seine Schätze in bereitwilliger Weise zuvorkommend zum Studium bietet, eine der schönsten und kostbarsten Schöpfungen, welche die im Sturm nationaler Leidenschaft tief bewegte Zeit in Böhmen geschaffen hat, ein Denkmal, in welchem die Kunst redet, die ihre eigene Sprache spricht, welche jedem zu Herzen geht, der ein Interesse an der Sache hat und der sich nicht daran stoßt, daß die erläuternden Worte in deutscher Sprache abgefaßt sind.

Das Verdienst, passende, dem Zweck des Museums entsprechende Objecte anzuschaffen, die praktische, dem Auge gefällige und doch wieder auf wissenschaftlicher Grundlage fußende Art der Anordnung der einzelnen Kunstgegenstände ist das Werk des rührigen Custos der Sammlungen Dr. Gustav E. Pazaurek, der seit 11. November 1892 die Musealgeschäfte leitet und aus Anlaß der feierlichen Eröffnung des neuen Museums-Gebäudes die vorliegende Denkschrift verfaßt hat. In streng objectiver Weise benützt er alle ihm an Ort und Stelle zur Verfügung stehenden Acten, aus denen er ein anschauliches Bild entwirft: 1. Ueber die Geschichte des Museums von dessen allerersten Urfanfängen an (S. 8—33). 2. Ueber den Werdegang des neuen Museumsgebäudes, dessen Einrichtungen und Ausschmückung, von dessen prächtiger Durchführung die zahlreichen Bilder und Abbildungen im Text den besten Beweis liefern (S. 33—53). 3. Folgt der statistische Theil, welcher übersichtliche Tabellen und Zusammenstellungen zur Veranschaulichung der verschiedenen Thätigkeitsgebiete der Anstalt enthält (S. 53—91). Sind auch alle Theile der Abhandlung mit gleicher Sorgfalt bearbeitet, wobei dem Verfasser die ungemeine Vertrautheit mit dem Stoffe die wesentlichsten Dienste leistete, so ist für den Fernstehenden der zweite Theil über das neue Gebäude am interessantesten, da die anderen Abtheilungen mehr weniger ein locales Interesse erheischen. Wir stimmen aus vollem Herzen bei, daß das neue Museumsgebäude ein Stolz der Stadt Reichenberg und ein Ehrenndenkmal für ganz Nordböhmen ist (S. 33), und wünschen, daß es in Zukunft sich immer mehr und mehr entfalte dem deutschen Volke in Böhmen zu Nuß und Frommen!

Dr. Ad. Horčíka.

Der „Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens“ gab im Jahre 1898 je einen Band seiner „Zeitschrift“ und des „Codex diplomaticus Silesiae“ und die Festschrift „Silesiaca“ zur Feier des 70. Geburtstages Prof. Dr. C. Grünhagens heraus.

1. Der XXXII. Band der Zeitschrift ist mit einer Abhandlung des Prof. Dr. C. Grünhagen: „Die Breslauer Schneiderrevolte von 1793“ eingeleitet. Der Leser dürfte sich des von Dr. Markgraf verfaßten Aufsatzes „über die Finanz- und Verfassungs-geschichte Breslaus unter Friedrich Wilhelm II.“ erinnern, der gleichfalls über jenen Anfruhr berichtet. Grünhagen ist auf Grund aufgefundenener

Aeten in den Stand gesetzt, vielfache neue Aufschlüsse über die Revolte zu geben, die der Localgeschichte zu gute kommen. — Von demselben Verfasser, dem Redacteur der Vereinszeitschrift, ist noch eine zweite Abhandlung: „N. F. Werner (1743—1798), ein Breslauer Stadthaupt“ zu verzeichnen, welche den Schneideraufstand und den erwähnten Aufsatz Markgrafs (Bd. XXVIII) ergänzt. Prof. Dr. Gust. Vach setzt seine „Beiträge zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus“ fort, indem er eingehend über Dr. Hans Meßler und Georg Werner berichtet. Jener als Jurist, Gelehrter und Schulmann hochverdient, mit allen hervorragenden Humanisten seiner Zeit in lebhafter Verbindung stehend und von ihnen hochgehalten, war auch als Vorkämpfer der Reformation in Breslau thätig. Werner, aus Schlesien gebürtig, faßte festen Fuß in Eperies, hielt, ungeachtet aller Lockungen der Jäpolschen Partei, tren zu Ferdinand I., in dessen Dienst er bis 1556 thätig war. In Ungarn fiel ihm die Führerrolle der dortigen Humanisten zu, er zählt zu ihren fruchtbarsten und verdienstesten Schriftstellern. — Konr. Wutke setzt seine Arbeit über „die Bewerbung der Brieger Herzoge um die Domprobstei und den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg“ fort, die der evangelische Herzog Georg II. von Brieg für seinen Sohn aufstrebte. Die eine lange Zeit in Anspruch nehmenden Verhandlungen (sie beginnen 1556 und finden hier in dem Zeitraum von 1563—1585 ihre Fortsetzung) kommen im diesjährigen Band noch immer nicht zum Abschluß. — Außer dieser erfreut Herr Archivar Wutke, als Kenner der Geschichte des schlesischen Bergwesens rühmlich bekannt, die Leser der Zeitschrift mit einer neuen Arbeit: „Zur Geschichte des Bergbaues bei Kolbnitz“. — H. Wendt schreibt über „die Stände des Fürstenthums Breslau im Kampfe mit König Matthias Corvinus, 1469—1490“. Inbelsnd begrüßten die Schlesier des Hunyadi Wahl zum böhmischen König, hofften sie doch bei ihm Schutz gegen Georg Podiebrad und das verhasste Tschechentum zu finden. Ihre Erwartungen in dieser Richtung wurden nicht getäuscht, aber andererseits wurde ihre bisherige Selbständigkeit arg geschädigt. Rücksichtslos ging der König und seine Werkzeuge, Georg von Stein und Heinz Dampnig, gegen die Breslauer Fürstenthumsstände vor. Der Kampf erlahmte zwar unter seinen Nachfolgern, den beiden Jagellonen, aber die Pläne des Corviners wurden schließlich von Ferdinand I., der von seiner dem mittelalterlichen Lebensweisen sich abwendenden Zeitströmung getragen wurde, umfassender, glücklicher und dabei weit weniger gewaltsam durchgeführt. — Ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers macht uns mit dem „Streben Breslaus nach Landbesitz im 16. Jahrhundert“ bekannt. — Ein im Privatbesitz befindlicher Band der Landeshüter Magistratsacten gibt dem Herrn J. Krebs den Stoff zu seinem am 20. Juni v. J. gehaltenen, nun im Druck uns vorliegenden Vortrag: „Landeshut während der österreichischen Occupation.“ — Dr. Hans Schulz bringt eine Arbeit über „Markgraf Johann Georg von Brandenburg und über den Streit um Jägerndorf, Bentzen und Oderberg in den Jahren 1607—1624“ mit bislang unbekanntem Detail.

Am 21. September 1897 starb Wilh. Wattenbach, Professor der Universität in Berlin, dessen bahnbrechende Werke über die deutschen Geschichtsquellen und über das Schriftwesen ihn weithin bekannt und berühmt machten. Zahllose Fach- und Tagesblätter beleuchteten seine Thätigkeit, sie gingen jedoch fast ausnahmslos mit wenigen Worten über die sieben Jahre seiner Wirksamkeit in Schlesien hinweg. Diese Lücke auszufüllen fühlte sich Prof. Grünhagen gedrängt, indem er in dem Aufsatz: „Wattenbach in Breslau 1855—1862“ den stillen, bescheidenen, unermüdbaren

Gelehrten zeichnet, der als Stenzels Nachfolger in der Leitung des Archivs und als Obmann des Geschichtsvereins sich unverwundliche Lorbeeren erworben hatte. — Diesem Nekrologe fügen wir vier weitere an, sie betreffen den in der schlesischen Heimatskunde verbindlichen Schulmann Heinrich Abamez, den genauen Kenner des Riesengebirges, Theodor Eisenmäger, Lehrer in Schmiedeberg, den Breslauer Archivrath Dr. Paul Pfotenbauer, der tüchtige Arbeiten in den Vereinschriften publicirte, schließlich den Dr. August Wellzel, bischöflichen Rath und Pfarrer in Tworkau, der sein tiefes Wissen auf dem Gebiete der Geschichte Oberschlesiens in einer langen Reihe selbständiger Ortsgeschichten verwerthete.

Die „vermischten Mittheilungen“ enthalten kurze Notizen über das Grab des Bischofs Konrad, Ergänzungen zur Biographie des Weihbischofs Johann (Ende des 15. Jahrh.), ein Wirthschaftsinventar des Breslauer Capitulgutes Zirkow aus dem J. 1417, Notizen aus den Thurmknüpfen der katholischen Pfarrkirche zu Sprottau und der evangelischen in Konradswaldau bei Saaran; eine Habelschwerdter Denksäule, das Schweidnitz-Waldburger ritterschaftliche Kränzchen; den Burgfrieden Herzog Georgs II. von Brieg aus dem J. 1563; über Bischof jenseits der Oder, Kreis Ohlau; einen Naturforscher und Philosoph des 13. Jahrh. in Schlesien (Witelo). — Die „Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriftstellern auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte“, bringen Nachträge von Dr. Bauch zu den von ihm in den Bänden XVI, XVII, XIX, XXVI und XXX erschienenen Arbeiten über die Humanisten Ant. Nager, Laur. Corvinus, Ritter Georg von Sauer- mann. — Kronthal, der Goll's „Cechen und Preußen im Mittelalter“ (Čechy a Prusy středověku) bespricht, bedauert im Interesse der Geschichtsforschung, daß das Buch nicht in deutscher, sondern in einer nur Wenigen verständlichen Sprache geschrieben wurde. Daß Prof. Goll sich herbeilassen könnte, in deutscher Sprache zu schreiben, ist von ihm gewiß nimmer zu erwarten, hat er doch seit den berücktigten November- und Decembertagen von 1897 in seiner Zeitschrift „Časopis“ eine auffällige Wendung vollzogen, die in unqualificirbaren Angriffen auf Monumen zum Ausdruck kam.

2. Der XVII. Band des „Codex diplomaticus Silesiae“ enthält die im Namen des Vereins von Grünhagen und Wutke herausgegebenen „Regesten zur schlesischen Geschichte, 1316—1326“. Mit der Bearbeitung dieser und der vorangegangenen Regesten hat Grünhagen, wie ich schon wiederholt betonte, sich um die Geschichtsschreibung Schlesiens und seiner einzelnen Theile hochverdient gemacht, eine Unmasse sagenhaften Stoffes konnte nun über Bord geworfen werden, war doch damit die feste Grundlage zu wissenschaftlichen Arbeiten gewonnen. — Die Regesten, ihre Zahl ist, von den wenigen Nachträgen abgesehen, auf 4599 gestiegen, sind ein köstlicher Schatz für den Historiker, es wäre wünschenswerth, wenn sie allen Gebildeten ein Nachschlagebuch würden, in welchem sie über Schlesien, sowie über die betreffenden Ortlichkeiten und Personen daselbst urkundliche und chronikalische Nachrichten, der Zeit nach geordnet, Auffklärung fänden. Der österreichische Antheil Schlesiens, das Troppau-Jägerndorfsche, sowie das Teschnische mit dem Herzogthum Auschwitz, welches längere Zeit in engem Zusammenhang mit dem Fürstenthum Teschen stand, ist selbstverständlich mehrfach vertreten, wenn auch mit weniger Nummern als in den vorhergehenden Heften, was seine Erklärung in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren findet, dem die Regesten des vorliegenden Bandes angehören.

3. Prof. Dr. C. Grünhagen, geheim. Archivrath, Obmann des schlesischen Geschichtsvereines und Redacteur der von der Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift, ein Mann, der wie kein zweiter die Geschichte Schlesiens förderte, dessen Name allen Schlesiern vertraut ist, die ein Interesse für die Vergangenheit ihres Heimatlandes hegen, der auch für den österreichischen Antheil Schlesiens die festen Grundlagen zum Aufbau einer Geschichte dieser kleinen Provinz geschaffen hat, feierte den 2. April d. J. seinen 70. Geburtstag. Unter den mannigfachen Kundgebungen aufrichtiger Verehrung, die dem Jubilar zu Theil wurden, steht unstreitig die ihm vom dem Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens gewidmete Festschrift: „Silesiaca“ obenan; ein stattlicher, 416 Seiten starker Band, welcher achtzehn Abhandlungen enthält, deren Namen den Lesern der Vereinspublicationen gut bekannt sind. Den Reigen beginnt die Arbeit Dr. H. Markgraf: „Zur Erinnerung an Sam. Benjamin Klose (1730—1798)“. Ein zweckmäßig gewähltes Thema, dessen Ausföhrung die Lebensarbeit eines Forschers auf dem Gebiete der Geschichte Breslaus, seiner Vaterstadt, in helles Licht setzt, welcher als erster die Kritik an die überlieferten Quellen in entsprechender Weise anwandte, eine unglaubliche Fülle dicht verwachsenen Gestrüppes beiseite räumte und die richtige Bahn erst erkennbar und gehbar machte. — F. Friedensburg, der schon wiederholt Mittheilungen über schlesische Münzen gebracht hat, berichtet über „schlesische Geschichtsmünzen“, bei denen mit Vorliebe der Thaler, aber auch Ducaten u. s. w. verwendet wurden. — Wilhelm Schulte gibt in seinen „Anfängen der deutschen Colonisation in Schlessien“ zunächst eine kritische Uebersicht von dem Stande der bisherigen Forschung über die Anfänge der deutschen Besiedelung in Schlessien; er deutet die Bahnen an, in denen sich in Zukunft die Untersuchungen darüber werden zu bewegen haben und schließt daran den Nachweis, daß auch die älteste Gestalt des Leubauer Stiftungsbriefes, die bis nun als die sichere Grundlage für die Geschichte des Beginnes der Germanisation Schlesiens gegolten hat, eine spätere Fälschung sein muß. Während die Colonisation anfänglich nur einzelne Striche des Landes berührte, wurde sie nach den Mongolenstürmen systematisch in weiterem Umfange betrieben, so daß Städte und Dörfer fast gleichzeitig emporsprossen und Schlessien politisch wie wirthschaftlich völlig umgewandelt wurde. — Archivrath Joachim ließ das Marienburger Treßlerbuch abdrucken, aus welchem M. Perlbad das Material, welches auf Schlessien Bezug nimmt, in seinem „Schlessisches aus dem Marienburger Treßlerbuch“ erläutert. Das Treßlerbuch ist das Einnahme- und Ausgabeverzeichnis des obersten Finanzbeamten des deutschen Ordens in Preußen, welches sich aber bloß aus der Zeit von 1399—1409 erhielt. Die an Schlessier gemachten Auslagen werden in dem vorliegenden Aufsatz angegeben, es werden in dem Buche die Herzöge von Oels, Liegnitz-Brieg, Troppan, Teschen und Oppeln genannt, man erfährt auch, daß Schlessien 1409 der Hauptwerbebezirk für den Orden in seinem Krieg mit Polen war, es strömten adelige Söldner in hellen Haufen nach Preußen, um gegen hohen Sold dem Orden zu dienen. — Dr. R. Fehd schreibt über „die Fehde der Stadt Görlitz mit Gotsche-Schaff auf dem Greifenstein (1425—1426)“. Gleich anderen Städten wahrte auch Görlitz gar eifrig sein Stappelrecht, das von den Fuhrleuten des hohen Bolles und des Umweges willen häufig geschädigt wurde, das aber auch den Herren der nahe gelegenen Städtchen unbequem war, so dem genannten Gotsche Schaff, der mit den Görlitzern in Fehde gerieth. Er hielt die Bürger längere Zeit mit Unterhandlungen hin, bis endlich am 4. März 1426 auf dem Tag zu Löwenberg ein gütlicher Ver-

trag vereinbart wurde, wahrscheinlich in Hinblick auf die von den Husiten drohende Gefahr. — Die Walliner hofften seit der ersten Hälfte des 15. Jahrh. das Fürstenthum Dels erwerben zu können, wie dies von Hubert Ermisch in seiner Arbeit: „Die sächsische Anwartschaft auf das Fürstenthum Dels“ nachgewiesen wird. Aber den Versuchen trat Matthias Corvinus entgegen, so daß die Kurfürsten seit dem entscheidenden Jahr 1475 jegliche weitere Hoffnung fahren ließen. Der competente Bearbeiter einer „Bibliographie der schlesischen Renaissance von 1475–1521“ ist sicherlich Prof. Dr. Gustav Bauch, der sich in seinen Arbeiten über schlesische Humanisten bekannt machte. In der vorliegenden Bibliographie führt er aus dem genannten Zeitabschnitt 163 gedruckte Werke auf, die er selbst kennt, oder die doch ganz beglaubigt erscheinen. — In seiner „Geschichte der Dombibliothek in Breslau“ weist Dr. J. Jungnitz nach, daß die Bischöfe schon von Anfang an Bücher für die Kathedrale zu literarischem Gebrauche und als Hilfsmittel für die Domschule erwarben, die Sammlung wurde mittelst Geschenken und lektwilligen Verfügungen ansehnlich vermehrt, besonders von dem Bischof Johann Roth (1482–1506), so daß er als ihr eigentlicher Gründer angesehen werden darf. Die Bibliothek ging aber 1632 zu grunde. Nun galt es eine neue zu schaffen, zu welcher Berghius den Anstoß gab und die bis auf die neueste Zeit ansehnlichen Zuwachs erhielt. Die Bibliothek zählt dormalen, von den vielen Broschüren abgesehen, 21.000 Bände, die neu catalogisirt werden, um dann der öffentlichen Benützung zugänglich gemacht zu werden. — In dem „evangelischen Kirchenregiment des Breslauer Raths in seiner geschichtlichen Entwicklung“ erörtert Lic. Konrad die Frage, wann hörte das bischöfliche Regiment über die evangelische Kirche in Breslau auf und wann begann die Aufsicht des Raths? — Pastor Lic. Eberlein bespricht „die evangelischen Kirchenordnungen Schlesiens im 16. Jahrh.“, unter denen auch die Jägerndorfer von 1533(?) und die Teschener von 1584 erwähnt werden. — J. Krebs, dessen eingehende Studien bezüglich der Zustände Schlesiens während des dreißigjährigen Krieges bekannt sind, hat auf Grund des von ihm Namens des Vereins herausgegebenen VI. Bandes der Fürstentagsacten „die politische und wirthschaftliche Lage Schlesiens am Ende des Jahres 1627“ dargestellt. — Max Hippel erneuert das Gedächtniß an „Christian Einnrad, einen vergessenen schlesischen Dichter (1608–1671)“, der in der literarischen Hochfluth seiner Tage, wie es scheint, rettungslos unterging, obschon er zu den besseren der Poeten gehörte, welche die neue deutsche Dichtung heraufführen halfen. Zu den frühesten und rühmlichsten Schülern Opitzens zählend, gelangte er zu keiner bleibenden Bedeutung. Seine Leier verstummte mit dem Jahre 1637, man begegnet ihm 1654 als Arzt der Herzogin Lucretia, dann in Ratibor und seit 1669 schließlich in Troppan, wo er starb. — Konrad Wutke's „Bergbauunternehmungen Herzog Georgs II. von Brieg (1547–1586)“ ist eine dankenswerthe Zugabe zu seinen publicirten schönen Arbeiten über den schlesischen Bergbau. In den vorliegenden wird die weitverzweigte Thätigkeit des Herzogs auf diesem Felde dargezhan. — H. Wendt schildert „die Verwaltung der Breslauer Kammereigüter vor und nach der preussischen Besitzergreifung“, er gibt damit einen kleinen Ausschnitt aus dem gewaltigen Bilde der Wirthschafts- und Verwaltungspolitik Friedrichs des Großen. — In den „Beiträgen zur Geschichte des Krieges 1806/7 im Kreise Hirschberg“ läßt Dr. Heinrich Kentwig den liber memorialis, eine Sammlung von mancherley Begebenheiten von Christian Gottfried Ansforg in Petersdorf, zum Worte kommen. — Lic. G. Koffmann beabsichtigt in dem „Mundartlichen aus Schlesien“ einerseits an einigen Beispielen

zu erweisen, wie die Kenntniß des Dialekts das Verständniß der Urkunden fördert, andererseits darzulegen, daß es bislang nicht gelang, manche Worte der Mundart aus dem gemeindeutschen Sprachsatz herzuleiten. — Der greise, als gediegener Historiograph weithin bekannte Professor und geheime Regierungsrath Eduard Reimann wollte an der seinem Freunde Grünhagen gewidmeten Festschrift nicht unbetheiligt bleiben, trotzdem er mit eingehenden Studien zur schlesischen Geschichte sich wenig beschäftigte und die Beschaffenheit seiner Augen ihn hinderte, eine neue Arbeit zu unternehmen. Glücklicherweise besitzt er eine kurze Darstellung der „Lehrthätigkeit Richard Köpells in den ersten vier Jahren seines Breslauer Aufenthaltes“, die nun Reimann, der Hauptzeuge unter den Lebenden, mit Wärme schildert. Ostern 1841 wurde er als Student immatriculirt, Michaeli desselben Jahres kam Köpell, Privatdocent in Halle, als außerordentlicher Professor nach Breslau. Vor seiner Berufung hatte er schon mehrere treffliche Schriften, aber auch schon sein bahnbrechendes, umfangreiches Buch über die älteste polnische Geschichte bis zum Jahre 1360 verfaßt. Köpells Vorlesungen waren stark besucht, wußte er doch seine Zuhörer mit seiner Beredsamkeit zu fesseln und die vertrauteren seiner Schüler im Seminar zu ernstern Forschungen anzueifern. Er hielt auch für die gebildeten Kreise der Stadt Vorträge, die eine lebhaft Theilnahme fanden. Dem Referenten wurde seit 1862 das unschätzbare Glück, mit dem geistreichen, nach allen Seiten anregenden, liebenswürdigen Mann persönlich und schriftlich wiederholt zu verkehren, es ist somit selbstverständlich, daß ihm die leider kurz ausgefallene Skizze Reimanns höchlich anmuthete.

Die Festsrede, welche Karl Jaenicke am 24. Jänner d. J. zur hundertjährigen Geburtsfeier Holtei's gehalten hatte, stellte er dem Geschichtsverein, für die Silesiaca unter dem Titel „zur Erinnerung an Karl von Holtei“ zur Verfügung. Und er hat recht gethan, war doch der Dichter vom Wirbel bis zur Zehe ein Schlesier, ausgestattet mit allen Vorzügen und kleinen Schwächen seines Volkstammes. Seinen Heimatgenossen ist er mit den Gedichten in schlesischer Mundart an das Herz gewachsen, in denen der frische Humor, die tiefe Gemüthlichkeit, die rücksichtslose Verbetheit, aber auch die Zartheit, Offenheit, Ehrlichkeit und edle Menschlichkeit zum lebhaften Ausdruck kommen, er ist aber nicht bloß von ihnen auch als dramatischer Dichter, als Verfasser der vierzig Jahre, der Bagabunden, des Christian Lammerfell hochgehalten. Unübertrefflich war Holtei als Gesellschafter und als Vorleser. Ich rechne zu den schönsten Erinnerungen meiner Jünglingsjahre, den verehrten Mann im Hause meines Lehrers Schröder (Defer) 1846 persönlich kennen gelernt zu haben. Als Recitator König Lear, Julius Cäsars, Coriolans und des Goethe'schen Faust war er bewundernswerth, Vorleser, die ich später hörte, sie kamen ihm lange nicht gleich. Holtei hat das Verständniß Shakespeares und Fausts mir bei weitem deutlicher gemacht als alle später gehörten Vorlesungen an Hochschulen über jene unsterblichen Dichtungen.

Indem der Referent von der schönen Festschrift scheidet, kann er das Bedauern nicht unterdrücken, daß in derselben zwei Männer keine Aufnahme fanden, die sie um so mehr verdienten, indem ihr Arbeitsfeld mit dem des Jubilars zusammenhängt. Stenzel, dessen Wiege zwar nicht im Schlesierlande stand, der aber für die Geschichte dieser Provinz rüstig gearbeitet hat, Johann Gustav Freytag, der allerdings den größten Theil seines Lebens nicht in seinem Heimatlande verbrachte, es aber unentwegt heiß geliebt hatte, und welcher dem Prof. Grünhagen, der, ein echter Schlesier, seine Mußstunden gern der Poesie producirend zuwendet, in Freundschaft verbunden war.

Heinrich Herbert, Geschichte des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Sonderabdruck aus dem „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. N. F. Band XXVIII.“ Hermannstadt 1898.

In der Geschichte der letzten hundert Jahre bildet für unsere Monarchie die Regierung Kaiser Ferdinands des Gütigen eine nicht unwichtige Etappe. Da die Regierungsmaschine nur in negativem Sinne arbeitete, überall nur abzuwehren und hintanzuhalten, nicht aber zu organisiren und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen bestrebt war, gingen die regsamten Elemente einerseits zur Opposition über, andererseits trat die Selbsthilfe in ihr Recht ein, wobei die Erlaubniß der Behörden nachhinkte, u. zw. in Siebenbürgen „*sacrae caesareo-regiae et apostolicae maiestatis, magni principis Transsilvaniae et Siculorum comitis, domini domini nostri elementissimi nomine*“. Man amtirte damals dort unten bekanntlich in lateinischer Sprache; so wurde mit aus Claudiopolis (b. i. Klausenburg) datirtem Gubernialdecret vom 1. Juli 1841 der das Jahr zuvor ins Leben getretene „Verein für siebenbürgische Landeskunde“ bestätigt, der seitdem den wissenschaftlichen Bestrebungen der Siebenbürger Sachsen zum Mittelpunkt gedient hat. Ein Vergleich mit unserem Vereine, der um volle zwanzig Jahre jünger ist, dürfte nicht ohne Interesse sein. Das „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“ erscheint jahrweise in 3 oder 4 ungleich starken Hefen. Die Generalversammlungen sollten womöglich in jedem Jahr an einem anderen Sachsenorte stattfinden: in Hermannstadt (das im Laufe der Zeit weitaus den Vorrang davon trug), in Schaeßburg, Kronstadt, Bistritz, Mühlbach, Groszschenk, Broos, Mediasch, Sächsisch-Regen u. s. w., um das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Ansiedlungsgruppen zu heben; denn der Cantönligeist zeigte sich zur Zeit, wo die Verkehrsstraßen noch etwas primitiver waren, als ein so starker, daß schon das Connubium zwischen einer Hermannstädterin und einem Schaeßburger Aufsehen erregte; was jetzt natürlich anders geworden ist; nicht ohne daß dem Landeskundeverein, wie der Verf. meint, dabei ein Verdienst zukäme. Neben dem „Archiv“ gingen andere Publicationen einher, die der Verein ermöglichte. So erschienen in den letzten Jahren „Quellen zur Geschichte Siebenbürgens“ (auch unter dem Titel: „Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation“), das „Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ (gegenwärtig zwei Bände, bis 1390 reichend), „Ueberreste der Gothik und Renaissance an Profanbauten in Hermannstadt“, „die Rosenauer Burg“ (in Burzenlande, westwärts von Kronstadt), endlich das wichtige Memoirenwerk „Das alte und neue Kronstadt von G. M. G. von Hermann“, herausgegeben von dem auch als Politiker bekannten Oskar v. Melzel, zwei Bände, welche namentlich die Zeit der Maria Theresia (die in Siebenbürgen noch scharf katholische Politik trieb) und Josephs II. (dessen hastige Reformpolitik auch nicht nach dem Geschmacke der Sachsen war) von einem wenigstens den Fernerstehenden neuen Gesichtspunkte darstellen. Seit 1893 ist die systematische Erforschung des heimischen Volkswesens in das Arbeitsprogramm aufgenommen und durch die Herausgabe der kleineren Schriften Josef Hatrichs „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen“ ein glücklicher Anfang gemacht worden. — An der Spitze des Vereines standen seit 1842 stets die angesehensten Männer des kleinen Volksstammes, von 1869 bis zu seinem Tode 1893 der Bischof der evangelischen Landeskirche selbst, G. D. Deutsch, der auch die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“ bis zur endgiltigen Einverleibung des „Großfürstenthums“

in die habsburgische Gesamtmonarchie geschrieben hat. Der Verein ernennt Ehrenmitglieder, von denen mehr als eines schon aus weiter Ferne zu den Generalversammlungen herbeigekommen ist; früher wiederholt Prof. Wilhelm Wattenbach, voriges Jahr (1898) in Kronstadt Prof. Virchow aus Berlin; wie denn bei diesem protestantischen Volksstamme die Beziehungen zu den deutschen Universitäten auch in einer Zeit nicht unterbrochen waren, da bei uns die Jesuiten das Unterrichtswesen in den Händen hatten. Diese Verbindung wird, wie zu hoffen, den Siebenbürger Sachsen auch für die Zukunft zum Heile gereichen.

g.

Robert Ritter von Weinzierl, das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. Mit 49 Abbildungen im Texte, 1 Grabfeldplane und 13 Lichtdrucktafeln. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Braunschweig 1899.

Von dem verdienstvollen Erforscher prähistorischer Ansiedelungen im deutschen Gebiete Böhmens, über dessen frühere Veröffentlichungen wir schon wiederholt Gelegenheit hatten, in diesen Blättern zu berichten, liegt eine neue, ansehnliche Arbeit vor, die in Fachkreisen berechnete Anerkennung finden wird, die aber auch außer diesen, namentlich in deutschböhmischen Leserkreisen, nicht unbeachtet bleiben soll.

Die Arbeit wendet sich der genauen Beschreibung eines Grabfeldes aus keltischer Zeit, aus der La Tèneperiode zu, welches bei Langugest nächst Bilin aufgefunden, Dank der Einsicht des Besitzers mit Unterstützung der Commission für Erhaltung und Erforschung von Kunst- und historischen Denkmälern von der Museums-Gesellschaft in Tepliz streng wissenschaftlich durchforscht und ausgebeutet wurde. Die Herausgabe des Werkes, welchem 13 vorzüglich ausgeführte Tafeln in Lichtdruck beigegeben sind, ermöglichte die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur durch Gewährung eines größeren Druckkostenbeitrages.

Der Verfasser erörtert in der Einleitung das Ende der Steinzeit und den Beginn der Metallzeit, die Kupfer-, Bronzecultur und Hallstattperiode in Böhmen, und wendet sich dann der La Tèneperiode zu, die er nach allen Richtungen hin eingehend behandelt, wobei er nicht unterläßt, ein erschöpfendes Verzeichniß der bisher in Böhmen bekannt gewordenen La Tènestationen zu geben. Es folgt dann die Beschreibung des Grabfeldes und der in seiner Nähe aufgedeckten Wohnstätten. Der nächste Abschnitt ist der Schilderung der Gräber und ihrer Beigaben gewidmet; sie werden durch die Tafeln I—VII, XII und XIII, so wie durch zahlreiche, besondere Einzelheiten an den Funden wiedergegebende Textabbildungen erläutert. Daran schließt sich die Besprechung der Wohnstättenfunde, zu welchen die Tafeln VIII—XI beigegeben sind. In einem Schlusswort werden die drei La Tènekulturstufen, die oft wiederkehrenden Formen, Zeitstellung der hauptsächlichsten Fundstellen in Böhmen, das nordwestliche Böhmen und die Zeit des Langugester Graberfeldes behandelt.

Dem glücklichen Umstand, daß dieser bedeutame Fund in die richtigen Hände kam und von einem kenntnißreichen Prähistoriker bearbeitet werden konnte, verdanken

wir einen tiefen und klaren Einblick in das Leben einer keltischen Gemeinde der in Böhmen weitverbreiteten La Tene-Periode. Wir erkennen aber auch, wie viel und wie schwer ehebem, und leider wohl mitunter jetzt noch, gesündigt wurde und wird, wo derlei Vorkommen nicht die gebührende Aufmerksamkeit gezollt, ihre Erhebung unkundigen, unverständigen Händen überlassen wurde. Es wäre vornehmlich wünschenswerth, daß die Deutschböhmen eingehend mit dem Inhalt dieses Buches vertraut und dadurch angeeifert würden, den zahlreichen vorgeschichtlichen Funden, die der heimische Boden birgt, die gehörige Würdigung angebeihen zu lassen, damit sie zu ihrer Erhaltung und wissenschaftlichen Verwerthung in berufene Hände gelangen. Es handelt sich nicht lediglich um die Aufhellung der keltischen Culturzeit in Böhmen, auch ein deutsches Volk, die Marcomannen, saßen einst hier; ihre Wohnsitze im Lande sind noch aus den Culturüberresten ihrer Zeit festzustellen und damit ist ein für allemal dem Bestreben von gegnerischer Seite Einhalt zu thun, das darauf hinausläuft, gestützt auf prähistorische Erfunde geradezu abzusprechen, daß vor der Besiedelung Böhmens durch die Tschechen eine deutsche Bevölkerung hier sesshaft gewesen war. Die Erforschung der prähistorischen Denkmale des Landes hat sohin für uns eine nationale Bedeutung, die von unseren Stammesgenossen richtig erkannt werden muß, und die daher allseitige Förderung verdient.

Lbe.

P. Jos. Fischer, Die Erbtheilung Kaiser Rudolfs II. mit seinen fünf Brüdern vom 10. April 1578, mit besonderer Berücksichtigung des Antheiles des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol an den vorhergehenden Verhandlungen. Nach bisher unbekannten Archivalien. Ferdinandeums-Zeitschrift III. Folge, 41. Heft (1897). Sonderabdruck.

Derselbe, Die Hauptvergleichung über die Erbschaft der Söhne Ferdinands II. von Tirol und der Philippine Welser vom 20. Mai 1578. Ebenda, 43. Heft (1899). Sonderabdruck.

Beide Abhandlungen bringen mehrere bisher ungekannte Thatfachen zu unserer Kenntniß.

1. Kaiser Maximilian II. war am 12. October 1576 auf dem Reichstage zu Regensburg verstorben, ohne den dringenden Bitten seiner Gemalin, die Angelegenheit seiner Kinder durch eine letztwillige Verfügung zu ordnen, entsprochen zu haben. Nicht kraft eines Testaments dieses Kaisers, sondern durch einen bisher unbekannten brüderlichen Erbvergleich vom 10. April 1578 blieben die Länder Maximilians II. ungetheilt. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatte Rudolf II. die Königreiche Ungarn und Böhmen „samt derselben incorporierten Landen“ erhalten. Es konnte sich somit nur um die Erzherzogthümer ob und unter der Enns handeln. Auch hier nahm der Kaiser mit Einverständnis der Erzherzoge, aber „sine praeiudicio“ derselben die Erbtheilung von den Landständen des Erzherzogthums Niederösterreich allein entgegen. Die weiteren Verhandlungen über den „Compromiss“ zwischen den Brüdern wurden 1577, Dec., unter Vermittlung der in Innsbruck und Graz residirenden Oheime in Wien gepflogen, wo der Kaiser, sowie die Erzherzoge Ernst und Maximilian sich persönlich einfanden, hingegen Mathias in den Niederlanden abwesend war, Ferdinand

von Tirol und Karl von Steiermark durch Abgesandte (zugleich Bevollmächtigte der in Spanien weilenden Erzherzoge Albrecht und Wenzel) vertreten waren. Dabei erschien als das räthlichste, die von dem Erbfeinde so bedrohten und dazu ganz und gar überschuldeten Erzherzogthümer Oesterreich nicht zu theilen, sondern sie dem Kaiser zu überlassen, der dafür die Brüder mit entsprechenden Deputaten auszustatten hätte. Ueber die Höhe der zu leistenden Summe konnte man sich lange nicht vergleichen, da Rudolf die Brüder nur „des österreichischen Deputats halber“ versorgen wollte, während diese erklärten, mit den in Aussicht gestellten 30.000 Gulden jährlich nicht auskommen zu können und daher weitere „Unterhaltung“ aus den Königreichen Böhmen und Ungarn forderten; worauf Rudolf nicht einging, da die Erzherzoge in den genannten Königreichen „nichts zu suchen“ hätten. Namentlich wollte er von einer Theilung „der eigenthümlichen Graf- und Herrschaften in der Krone Behern“ nichts wissen. Doch verstand er sich schließlich dazu, mit den Brüdern sich „für alles in Pausch zu vergleichen“. Jeder derselben sollte vom Kaiser 45.000 Gulden erblich Deputat erhalten, 25.000 Gulden wegen der österreichischen Erzherzogthümer und 20.000 Gulden „aus aignem Seckl“.

Der Verfasser drückt die nicht nur für das öffentliche, sondern auch für das Privatrecht (da nämlich auch die „Farnus“ getheilt wurde) mannigfachen Aufschluß gebenden Vertragsbestimmungen ab und bespricht ihre Ausführung, die bei dem zunehmenden Geldmangel Rudolfs vieles zu wünschen übrig ließ, was in dem Conflict deselben mit seinen Brüdern eine bisher unterschätzte Rolle gespielt hat. Namentlich Mathias ist auf seiner Bahn vorwärts getrieben worden, um „leben“ zu können und „nit Spott und Schimpf aus Mangl der täglichen Notturst erwarten“ zu müssen, wie er 1605 seinem Bruder Maximilian gegenüber sich geäußert hat.

2. Da die Söhne des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der Philippine Welfer laut Urkunde Kaiser Ferdinands I. vom 13. September 1561 von der vollberechtigten Succession ausgeschlossen waren, sollten sie durch eine Jahresrente von 30.000 Gulden „von den Fürstenthumben und Landen“ des Erzherzogs Ferdinand ihren Unterhalt bekommen. Ueberdies benutzte der Erzherzog die günstige Gelegenheit nach dem Tode Kaiser Maximilians II., um den (in Böhmen geborenen) Söhnen der heißgeliebten Welferin Andreas und Karl eigene Herrschaften (Burgau, Kellenburg, Hohenberg, Feldthirsch, Bregenz und Hohenegg) und auf Grund derselben den Rang von Reichsfürsten zu sichern. Darüber kam unter Zustimmung der Erzherzoge eine „Hauptvergleichung,“ mit Kaiser Rudolf zu Stande, kraft deren Andreas und Karl, und wohl auch Philippine Welfer, die damals noch lebte, die fürstlichen Titulaturen nach der Markgrafschaft Burgau, der Landgrafschaft Kellenburg und den anderen verliesenen Graf- und Herrschaften annehmen und führen durften. Doch wurden die Verpflichtungen des „Hauptvergleichs“ nach dem Tode Erzherzogs Ferdinand (1595) vom Kaiser nicht eingehalten und auch die Tiroler ereiferten sich nicht dafür, da Andreas, der 1576 mit 18 Jahren Cardinal geworden war, sich keines guten Leumunds erfreute, Karl, der Markgraf von Burgau, zwar energischer war, aber die Belehnung und „Immission“ gleichwohl erst 1609 von „Kunig Mathia“, beziehungsweise dem Erzherzog Maximilian erlangte. Beide Brüder starben ohne erbberichtigte Kinder zu hinterlassen, Andreas im J. 1600, Karl im J. 1618. In Folge dessen gelangte die Schlußbestimmung der „Hauptvergleichung“ zur Ausführung, wonach „obbenannte Marggrafschaft, Landgrafschaft, Graf- und Herrschaften“ „widerumb an unser loblichs Haus Oesterreich“ zurückfielen.

—g.

Karl Schiller, Böhmisches Mäh. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung. Aus Anlaß des Allerhöchsten fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums Sr. k. u. k. Apost. Majestät des Kaisers Franz Josef I. 1898. Im Verlage der Stadtgemeinde Böhms.-Mäh. In Commission bei Joh. Künstner.

Der Verfasser stellt als Resultat langjähriger Sammlung die geschichtlichen Ereignisse und die sonstigen Schicksale der Stadt Böhms.-Mäh. mit Berücksichtigung der Umgebung vom ersten Anfange bis zur Gegenwart 1898 in einem schön ausgestatteten Bande dar. Zuerst gibt er die Werke und Quellen an, denen der Stoff entnommen ist, wobei allerdings Močnik: Arithmetik, Billicus: Die neuen Maße zc. Rejedly: Die neuen Maße zc. hätten ausbleiben können. Der Verfasser will sein Werk selbstverständlich nur einen Beitrag nennen. Die Einleitung gibt einen kurzen Ueberblick über die Geschichte Böhmens. Hierauf behandelt er I. das Schloß Mäh. („Důb“) und dessen Besitzer, dann II. die Stadt Böhms.-Mäh., die Herrschaft der Herren Berka von Duba (von 1140 bis gegen 1400), die Herrschaft als Besitzthum des Klosters der Johanniter, der Herren von Wartenberg, Kaiser Ferdinands I., der Freiherren von Oppersdorf, der Herren Smirch, Waldstein, des Grafen Isolani, des Klosters der Augustinerinnen zu Sct. Jakob in Wien. Nach der Aufhebung des Klosters waren die Patronatsherren die Kaiser, bis 1838 die Herrschaft durch Kauf in den Besitz des Fürsten Emil von Rohan überging. Der Verfasser bringt alles Wissenswerthe, soweit er das Material erlangen konnte. Es ist unbedingt zu loben, daß in den einzelnen deutschen Städten das Bestreben herrscht zu sammeln, was an historischem ebenso an statistischem Material noch zu finden ist. Beigegeben sind: ein Plan der Schutzstadt Mäh., eine sehr gelungene Gesamtansicht der Stadt, das alte Schloß vor dem Brande, eine Partie vom alten Schloß mit der ehemaligen Johanniskirche, der bestehende Theil des alten Schlosses, das Rathhaus, die alte Büttelei, ein Bildniß des Ritters von Schmitt und sein Wohnhaus, wie seine Wollwaarendruckerei, Wollwaarenfabrik und Gruft, die deutsche Volks- und Bürgerschule, die Decanal- und Dreifaltigkeitskirche. Die Ausstattung des Werkes ist eine durchaus würdige.

r.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von * * *. Drei Bände, Wien bei Alfred Hölder, 1894—1898.

Die Geschichte der neuesten Zeit läßt sich am wenigsten aus den Werken berufsmäßiger Historiker entnehmen, da das Actenmateriale nicht zugänglich ist und die Traditionen der einzelnen Behörden als Amtsgeheimniß gelten. Wir sind daher auf Memoirenwerke angewiesen, welche von Staatsmännern herrühren, die nach längerer Amtswirksamkeit in Ruhestand traten und ihre Beobachtungen niederschrieben; so besitzen wir die Erinnerungen des Bernhard Ritter von Meyer, ein Werk, das für die Kenntniß der positiven Leistungen in den fünfziger Jahren von Bedeutung ist; die Memoiren „Aus dreiviertel Jahrhunderten“ des Hrn. von Beust, worin die

deutsche und österreichische Geschichte uns vorgeführt werden, allerdings in subjectiver Manier, wie in zahlreichen Arbeiten dieser Art; ferner die Aufzeichnungen des feinen Diplomaten Grafen von Bisthum. Die ungarische Revolutionszeit, ihre Wurzeln in der Regierungsweise der Kaiser Franz und Ferdinand, ihr theilweises Obliegen unter Franz Joseph lernen wir kennen aus Franz Pulszky's „Mein Leben, meine Zeit“,¹⁾ vom literarischen Standpunkt aus eines der köstlichsten Producte moderner Memoirenliteratur, zu dessen Ergänzung und sachlicher Kritik freilich die Aufzeichnungen unserer siebenbürgischen Landsleute heranzuziehen sind. Die Gegner Oesterreichs in der Frage nach der Hegemonie in Deutschland, Roon, Moltke, Bismarck, erschienen auch auf dem literarischen Markte, der leitende Staatsmann noch nach dem Tode in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (1898). Von österreichischer Seite ist für die Zeit, da Bismarck Bundestagsgesandter war, aus dem Nachlasse des nachherigen Grafen Prokeš-Osten (1849–1852 in Berlin, 1853 bis 1855 in Frankfurt a. M.) eine interessante Publication erfolgt, während im Allgemeinen die eingeweihten Wiener Kreise große Zurückhaltung bewahren, da man sich der gemachten Fehler bewußt ist. Ebenso nimmt man den Ungarn gegenüber allerlei Rücksichten; z. B. in dem Buche von C. v. Dunder, „Feldmarschall Erzherzog Albrecht“ (Wien und Prag 1897, bei Tempsky), das interessante Nachrichten über dessen Vater Erzherzog Carl, über das militärische Streben des jungen Prinzen, über den Verkehr mit seinen Beamten, über die Verwaltung seiner Güter in Schlesien und in Böhme an der unteren Donau bringt, kommt das Generalgouvernement in Ungarn, das Albrecht in den fünfziger Jahren nicht unrühmlich bekleidete, sehr kurz weg.

Auch der Verf. vorliegender Erinnerungen, Hr. L. Pollak, der 1867 mit Hrn. Szeps das „Neue Wiener Tagblatt“ ins Leben rief, macht hier und da Gründe der Discretion geltend, oder schiebt Gedankenstriche ein, wenn er nicht Alles sagen will. In Ausübung seines journalistischen Berufes war er 1859, dann wieder 1866 Kriegsberichterstatler für Wiener Zeitungen, lernte Gyulay und Benedek, 1870 auch Moltke persönlich kennen, und als das parlamentarische Getriebe in Gang kam, hatte er mit Schmerling, Belcredi, Beust, Deak, Andrássy, Carlos und Adolfs Auerperg, Giskra, Herbst, Johann Nep. Berger, Taaffe zu thun und befreundete sich auch mit unserem Schmerkal. Alle diese Persönlichkeiten weiß er gut zu charakterisiren; und da er von verschiedenen Seiten informirt wurde, gewann er ein politisches Urtheil, das immerhin Beachtung verdient. In gewissen Generalien bleibt er freilich „Journalist“; während Bismarck und seine Leute sich bei der Einführung der Civilehe im deutschen Reiche von gewichtigen politischen Gründen bestimmen ließen und darüber lange Erwägungen pflogen, lobt Hr. Pollak die Ungarn, daß sie uns mit der Einführung dieser Institution zuvorgekommen seien. Er hat kein Auge für die Schwächen des ungarischen Staatswesens, für dessen unruhige „Husaren- und Advocatenpolitik“, wie Bismarck sich ausdrückt; über die Unterdrückung des reichstreuenden deutschen Elements in den Ländern der ungarischen Krone verliert der Journalist kein Wort, während in den „Gedanken und Erinnerungen“ darüber eine scharfe Bemerkung steht.

Ueberhaupt müßte für die historische Betrachtung der Dinge in diesem Zeitraum die richtige Grundlage erst festgestellt werden. Als im Jahre 1859 das nach den Stürmen des Jahres 1848 neu constituirte Oesterreich zusammenbrach, fällt der

1) Auch in deutscher Sprache erschienen, bei Stampfel in Preßburg und Leipzig. Vier Bände, 1880 ff.

deutsche Historiker Joh. Fr. Böhmer, der ein warmer Verehrer des alten Kaiserstaates war, sein Urtheil dahin zusammen, daß man in Oesterreich seit zu lange, d. h. seit der Gegenreformation bloß negative Richtungen verfolgt habe; und für die Zeiten der Kaiser Franz und Ferdinand thut dasselbe Pulszky in drastischer Weise dar, ganz abgesehen davon, was wir durch Grillparzer u. A. wissen. Unter Kaiser Franz Joseph, dessen persönlichen Eigenschaften alle diese Memoirenschreiber Anerkennung zollen, ließ sich das Uebel nicht mehr repariren; weder die ungarische noch die deutsche Politik, die nach 1859 eingeschlagen wurde, gelangen; die feindlichen Richtungen blieben siegreich.

Die einzelnen Phasen von 1866 bis 1881 lassen sich an der Hand unseres Journalisten vortrefflich verfolgen: die Unsicherheit der obersten Staatsleitung, das Auftreten parlamentarischer Größen: Professoren und Advocaten, die wohl allgemeine Anschauungen, aber keine Praxis hatten; als sie berufen wurden ein Cabinet zu bilden, die nicht unberechtigte Eiser sucht der Bureaucratie, wie denn nur die im Verwaltungsdienst erfahrenen Lasser und Taaffe längere Zeit regierten; die Gegenströmung im böhmischen Hochadel, der Widerstand der kirchlich-conservativen Elemente, die provincialen Gegensätze (deren Ursachen in der verschiedenen historischen und wirtschaftlichen Entwicklung liegen, die man studirt haben muß, um darüber sprechen zu können), die Sonderstellung der Polen, das Emporstreben der Tschechen, die mit allgemein „liberalen“ Zugeständnissen innerhalb des bisherigen Rahmens der staatlichen Entwicklung (im Sinne Hasners) nicht zufrieden waren, sondern diese ausnützten und an dem „historischen“ Adel einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen fanden. Daß hingegen die entscheidende Bedeutung, die der engere Zusammenhang mit Deutschland für unser Reich gehabt hatte, von den deutschösterreichischen Politikern zunächst gar nicht empfunden wurde, erregte Beusts Verwunderung; Metternich hatte darüber eine klarere Anschauung, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Prokesch-Osten wissen. — Hr. Pollak verkehrte zwischen den liberalen Abgeordneten und den dieser Richtung befreundeten Regierungsmännern hin und her; man lernt die individuellen Anschauungen der einzelnen Minister, auch die Intriguen eines Beust, eines Hofmann, die Ambition Andrássy's kennen. Aus den anderen Parteilagern erfahren wir wenig; wir können, um zu einer allgemeineren Auffassung durchzubringen, der Memoiren Beust's (die unser Journalist, gestützt auf gute Informationen, an mehreren Punkten berichtigt) und der Bismarckpublicationen nicht entzathen. Neben der inneren und der äußeren Politik kommt dann noch das Instrument der letzteren, das Militärwesen in Betracht, innerhalb dessen der altösterreichische Patriotismus seine letzte Zufluchtsstätte gefunden hat; nicht ohne daß auch hier schon schwere Schäden zu Tage träten, wie wir den neuerdings dem Andenken des tapferen Feldzeugmeisters Herzogs Wilhelm von Württemberg gewidmeten Schriften zu entnehmen vermögen. Das biederere Wesen seines Gefinnungsgegnossen, des Freiherrn von Ruhn, wird von Hrn. Pollak in gelungener Weise vorgeführt. Der von 1864 und 1866 her wohlbekannte Feldmarschalllieutenant Gablenz, der 1871 zur Siegesfeier nach Berlin abgesendet worden war, äußerte nach der Rückkehr dem Interviewer gegenüber seine schweren Bedenken über die von Hohenwart verfolgte Richtung. Auch von General Keller, der zweimal Statthalter in Böhmen war, erfahren wir charakteristische Aeußerungen. Man weiß, daß diese Militärkreise beim Sturze Hohenwarts und bei späteren Ministerwechseln ein gewichtiges Wort einzulegen hatten; ebenso daß die berühmten Parlamentarier sich keineswegs als tüchtige Realpolitiker erwiesen, in Folge dessen

der Credit der liberalen deutschen Partei nachhaltig erschüttert wurde. Der dritte Band der „Erinnerungen und Aufzeichnungen“ führt bereits in die Aera der Sprachenverordnungen, deren Genesis und Schicksale eingehend erörtert sind. Die langen Vorbereitungen der feudalen Partei zu ihrem Werke sind dem Publicum noch nicht genügend bekannt; diese Partei haßt die Tradition Josefs II. und ist unglücklich, wenn z. B. von Gindely über Ferdinand II. die Wahrheit gesagt oder von ihren Verbündeten dem Magister Johannes Hus ein Denkmal gesetzt wird. In welcher Richtung sie die Regierung führt, hat man seither gesehen; für die Consolidirung des Staates war sie keineswegs ersprießlich. Zum Schlusse wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns, wie viele Mittheilungen des Verf. überhaupt, so namentlich die Art und Weise interessirt hat, wie er den jeweils maßgebenden Persönlichkeiten auf den Leib zu rücken wußte: im Bureau, im Theater, im Gasthaus, in Gesellschaft schöner Frauen. „Gut unterrichtete Journalisten“ bezeichnete Fürst Bismarck wiederholt als eine der vornehmsten Quellen zeitgenössischer Geschichte, und da Graf Beust als eben verabschiedeter Minister Hrn. Pollak empfing, äußerte er: „daß er ein großer Freund der Presse sei, wisse man. Er betrachte sie nicht als die sechste, er respectire sie als die erste Großmacht. Mit ihrer Macht könnte sie auch Großes leisten, wenn sie unbefangen und frei urtheilen würde. Das sei aber leider sehr selten der Fall. Die Presse, zumal in Oesterreich, stehe immer unter großen Einflüssen“ Was eben durch die historische Betrachtung der Dinge rectificirt werden muß.

—n—

A. Paudler: Leipziger Dichterbuch. Eine Anthologie. Leipzig 1898. Verlag des Nordböhmisches Excursions-Clubs.

Der rührige Arbeiter auf dem Gebiete aller geistigen Interessen der Deutschen in Nordböhmen hat mit sinniger Auswahl eine Anthologie zusammengestellt, die auf künstlerischen Werth in jeder Beziehung Anspruch erheben kann. Im Vorwort gibt Paudler die äußere Veranlassung zur Sammlung an. Den Kern der Sammlung bilden Gedichte, welche in der Zeitschrift des Nordböhmisches Excursions-Clubs veröffentlicht wurden. Da begegnet uns gleich anfangs der Elegien-Cyklus von Frau Gerold: „Heimkehr“. Wir kennen diesen Namen längst. Die reiche Begabung Gerolds hat bereits die Anerkennung gefunden, die sie in vollem Maße verdient. Es ist nicht möglich, die einzelnen Dichter hier geziemend zu würdigen. Paudlers kritischer Blick hat mit Liebe das Beste ausgesucht. Es zeigt sich durchwegs edle Sprache und Formgewandtheit und innige Liebe zur schönen Heimat. Es ist eine wahre Freude in dieser Sammlung zu lesen. Es ist ein Verdienst Paudlers, in dem schön ausgestatteten Buch, das, was in einer auch noch so gelesenen Zeitschrift leicht übergangen wird, mit innigem anempfindendem Verständniß zusammengestellt zu haben. Noch ist lange in Deutschböhmen der Klang echter Poesie nicht verschollen. Wenn Goethe sagt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn es ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft,“ so brauchen wir hier nur für Dialekt „poetischen Kreis“ zu setzen. Es ist in diesem Buche viel Eigenthümliches niedergelegt und Paudlers Verdienst ist es, überall dieses Eigenthümliche herausgefunden zu haben. Die Ausstattung des Buches ist eine in jeder Beziehung treffliche. Das Werk wird seinen Leserkreis finden.

r.

Necker Moriz Dr.: Justus Frey (Andreas Ludwig Zeitleles). Vortrag, gehalten am 4. Februar 1899. Chronik des Wiener Goethevereins, XIII. 1899. S. 11–13.

Justus Frey gehört in den Kreis der deutschböhmisches Literaten, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts fern von ihrem Heimatslande — darum auch meistens in Böhmen weniger bekannt, oft beinahe ganz vergessen — nicht Unbedeutendes geleistet haben. Die meisten Mittheilungen über ihn finden sich in Wurzbachs biographischem Lexikon. Er entstammt einer altansässigen Prager Familie, deren Mitglieder schon im 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielten. 1799 zu Prag geboren, studirte Frey die Medicin in Wien, wurde 1832 außerordentlicher Professor der theoretischen Medicin an der Universität in Wien, 1836 Professor an der medicinischen Schule in Olmütz, wo er bis 1869 thätig war. 1848 wurde er von Olmütz in die Frankfurter Nationalversammlung entsendet, wo er sich eines innigen Verkehrs mit G. W. Arndt und Ludwig Uhland erfreute; in der Paulskirche saß er im linken Centrum. Getreu seinen Jugendeindrücken blieb er stets ein Liberaler im Typus der Achtundvierziger. Für ihn galt Schiller als Ideal, in Goethe bewundert er das Genie und den Künstler, besonders fühlt er sich Rückert zugeneigt. Wir sind nicht in der Lage, eine Kritik über seine wissenschaftlichen Studien wie auch über seine dichterische Thätigkeit zu entwerfen: Eine Schrift zum Andenken an seinen Vater hat der Grazer Germanist Adalbert Zeitleles (Justus Frey, Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1898) veröffentlicht; zwei Bände seiner Gedichte erschienen 1874 in Graz bei Cieslar, haben aber leider keine nennenswerthe Verbreitung gefunden, wiewohl man aus ihnen „den sympathischen Eindruck einer idealistischen, gesunden, weltweisen Persönlichkeit, mit reichen Herzenserfahrungen und vornehmer Gesinnung“ gewinnt. Unsere Absicht ist es, in diesen Zeilen auf den Namen eines unter den deutschböhmisches Dichtern bisher wenig beachteten Mannes aufmerksam zu machen, dessen Gedächtniß in der österreichischen Literatur nicht verloren gehen darf (S. 13). Er starb 1878 in Graz, wo er bei seinem jüngeren Sohne Adalbert die Zeit seines Ansehens verlebte.

Dr. Ad. Horčíka.

W. Ernst, Junges Leben und Streben. Erzählungen für die Jugend. B.-Leipa. Selbstverlag. Druck und Commission von Johann Rünstner.

Der Verfasser bringt 8 Erzählungen, deren Werth durch ihren Gehalt und durch die frische Erzählungsgabe des Autors anerkannt werden muß. Es wird heutzutage vielfach über den Tiefstand der Jugendliteratur geklagt: Tugend und Vaster werden aufgetischt, Abenteuer und Langweile wechseln. Der Verfasser hält sich von diesen Verirrungen wohlweislich ferne und gibt gesunde kräftige Nahrung. r.

